

Neues aus Langen Brütz



DDR, Rostock-Evershagen, 1983

58

Liebe Leser,

mir ist bekannt: Der Verlust seines Arbeitsplatzes ist schmerzhaft. Ich habe es selbst erlebt, nicht nur einmal. Auch als Selbständiger, der ich später wurde, verläuft nicht alles glatt, wie es sich mancher vorstellt. Plötzlich steht die Frage im Raum: Wovon werde ich morgen leben? Das sind Existenzängste!

So hat sich die Erfahrung in das Bewusstsein von Millionen Menschen eingebrannt, die nach dem Zusammenbruch der Utopie des Kommunismus aus der jahrzehntelang gewohnten und vermeintlich sicheren Umgebung geschleudert wurden. Sie haben es so gewollt und durch freie Wahlen entschieden. Schlimmer noch: Es war hinter Mauern und Stacheldraht allgemein bekannt, was auf sie zukommt.

Doch sie haben es nicht geglaubt, weil sie in einem Staat lebten, der es mit der Wahrheit nicht so genau nahm und die Seelen der Menschen manipulierte. Sie verloren die Orientierung. Ich habe für diese Ausgabe aufgeschrieben, wie ich meinen Arbeitsplatz in einem „volkseigenen“ Betrieb erlebte.

Viel Vergnügen
Ihr Siegfried Wittenburg



DDR, Warnemünde, Seekanal, 1980

Hafeneinfahrt

In den Warnemünder Seekanal läuft der Kohle-Öl-Frachter MS „Maxhütte“ des VEB Deutfracht/Seerederei ein. Unter der Rostocker Flagge waren derzeit etwa 200 Schiffe auf den Weltmeeren unterwegs. Sie war eine der größten Reedereien der Welt mit etwa 11.000 Seeleuten und Mitarbeitern.

Der Bezirk Rostock, der sich entlang der gesamten Ostseeküste der DDR erstreckte, war ein Schwerpunkt der maritimen Wirtschaft. Die Warnowwerft in Warnemünde und die Neptunwerft in Rostock bauten Hochseeschiffe. Die Mathias-Thesen-Werft in Wismar baute sowohl Hochseefrachter als auch Passagierschiffe. In der Volkswerft Stralsund wurde in jeder Woche ein Schiff für die Hochseefischerei abgeliefert und die Peenewerft in Wolgast produzierte Schiffe für die Volksmarine. Boizenburg an der Elbe im Bezirk Schwerin stellte Flussfahrgastschiffe her. Passagierschiffe und Flussfahrgastschiffe für die DDR? Der Hauptauftraggeber für alle Schiffsneubauten war die Sowjetunion, die auch die Preise bestimmte. Es liefen auch Schiffe für China, Kuba, Jugoslawien und das eine oder andere für das NSW (Nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet) vom Stapel.

Weiterhin zählten die Seehäfen in Rostock, Wismar und Stralsund zur maritimen Wirtschaft, wobei sich der Rostocker Stadthafen in den Händen der Roten Armee befand. Außerdem waren in Rostock, Wismar und Saßnitz Fischereifangflotten angesiedelt. In Peenemünde, Warnemünde und Dranske auf Rügen lagen die Flotten der Volksmarine. Der VEB Schiffselektronik Rostock, in dem ich ab 1969 meinen ersten Beruf erlernte und bis 1987 arbeitete, war für die Produktion und die technische Sicherstellung der elektischen und elektronischen Anlagen von der Mastspitze bis zum Kiel zuständig. Er hatte 1985 etwa 3.500 Beschäftigte.

Warum ich zur Arbeiterklasse zählte

Das Leben hat für mich einen besonderen Weg vorgesehen. Bis heute möchte ich nicht gern Fotograf genannt werden, obwohl in einem Lexikon steht, dass ich einer sein soll. Es steht auch geschrieben, dass ich Autor sei. Nun gut, ich verfasse gerade diesen Text, dessen Autor ich nach der Fertigstellung sein werde. Ursprünglich bin ich Bildautor. Das hat damit zu tun, dass in meinem ersten Leben gesprochene und/oder geschriebene Worte das Zeug hatten, mir mehr oder weniger große Schwierigkeiten zu bereiten. Mit Fotografien, also mit Bildern, verhielt es sich anders, eben deshalb, weil ich fotografisch dargestellt habe, was in der Realität existierte und nicht zu leugnen war, auch wenn die Darstellungen das zeigten, was so mancher Mitbürger lieber leugnen wollte, was mit Worten möglich war, aber nicht mit Fotografien. Erst später habe ich gelernt, die skurrilen Geschichten zu den Bildern zu verfassen und bin derjenige geworden, den man einen Autor nennt. Weil es in einer Bilderausstellung unzweckmäßig ist, Texte vorzulesen, habe ich das Erzählen gelernt. Doch davon steht im Lexikon nichts. Richtig wird dort die Tätigkeit in meinem erlernten Beruf dargestellt. Denn in dieser sind die meisten Geschichten begründet, die ich fotografierte, beschreibe und erzähle.

Angenommen, ich hätte mein fotografisches Talent früher entdeckt, oder andere hätten dieses getan, hätte die Möglichkeit bestanden, dass ich Bildreporter geworden wäre. Der Bildredakteur einer Zeitung oder einer Illustrierten hätte mich losgeschickt, um für die nächste Ausgabe glückliche Menschen in einer Neubauwohnung, den Besuch des 1. Sekretärs der SED-Bezirksleitung beim Freundschaftsbesuch einer Einheit der Roten Armee oder die Inbetriebnahme einer neuen Fertigungslinie in einem volkseigenen Betrieb zu fotografieren. Ich wäre hingefahren, hätte einige Male auf den Auslöser gedrückt und wäre zum nächsten Termin gehetzt. Es wäre auch möglich gewesen, dass die Redaktion mit meiner Arbeit so zufrieden gewesen wäre, dass mich der Chefredakteur zu einem Fernstudium an die Hochschule für Grafik und Buchkunst mit der Fachrichtung Fotografie delegiert hätte. Dann wäre ich Diplom-Fotografiker, automatisch Mitglied im Verband der Journalisten und gleichzeitig im Verband Bildender Künstler der DDR geworden. In diesem Fall wäre meine Arbeit etwas tiefgründiger erfolgt, vielleicht hätte ich auch freiberuflich tätig sein können, doch dann wäre die Frage aufgetaucht, wo ich persönliche Eindrücke und Ansichten hätte publizieren können, für die ich nach einem Studium durchaus sensibilisiert gewesen wäre.

Denn: Alles gehörte dem Staat. Nach der beschriebenen Laufbahn hätte auch ich dem Staat gehört, vollständig, mit Haut, Haaren und meinem Augenpaar.

Das ist der Grund, dass ich kein Fotograf geworden bin.

Sozialistische Arbeit

In meiner Arbeit als Service-Mechaniker im Schiffsservice, wozu ich eine Ausbildung zum Funkmechaniker absolvierte, war ich ab dem 2. Lehrjahr daran gewöhnt, selbständig zu arbeiten. Es gab in meinem Lebensumfeld genug Schiffe mit Funk- und Radaranlagen, die mein Denken und Handeln erforderten. Auf den Schiffsmasten überwand ich die Höhenangst, an den Senderöhren lernte ich mit Hochspannung umzugehen und bei Auftragsflaute lernte ich, mit den Kollegen Doppelkopf zu spielen. In der DDR herrschte Vollbeschäftigung und niemand durfte einen Werk tätigen nach Hause schicken, wenn der Workflow einmal ins Stocken geriet, was beim Aufbau des Sozialismus keine Seltenheit war.

Daraus resultierte auch eine gewisse Trinkfestigkeit, denn jeder Kollege hatte garantiert einmal jährlich Geburtstag, es gab Hochzeiten, eine Neubauwohnung, Kinder wurden geboren und eine Auto wurde angeschafft. Zwischenmenschliche Beziehungen waren das Fundament dieser Gesellschaftsform, die für sich eine großartige Zukunft propagierte. Ab etwa Mitte der 1970er Jahre, nach der Machtübernahme durch Erich Honecker, wurde der Druck auf der Arbeitsstelle schrittweise größer mit dem Ziel, die Kollegen unumkehrbar zu „neuen Menschen“ zu formen. Die Zauberformeln des Systems hießen „Sozialistischer Wettbewerb“, „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ und „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“. Keine Frage, es kursierten treffende Witze. Meine Tätigkeit, die ich später auch als Fachgruppenleiter für die mir unterstellten Kollegen in Eigenverantwortung ausführte, änderte sich keinesfalls.



DDR, Warnemünde, VEB Warnowwerft, 1980

VEB Warnowwerft

Die Abbildung zeigt den Reparaturbereich des VEB Warnowwerft. Rechts im Bild sind zwei Schwimmdocks zu erkennen, links drei Hochseefrachter am Reparaturkai. Mein Vater kam 1947 aus belgischer Gefangenschaft, als die Werft auf Befehl Stalins gegründet wurde, und arbeitete dort 29 Jahre. Beim Aufstand 1953, kurz nach Stalins Tod, war mein Vater dabei. Doch die Hoffnungen auf eine menschliche Gesellschaftsordnung wurden mit Gewalt unterdrückt.

Die Lieferung von Schiffen vorrangig an die Sowjetunion war Teil der Reparationen, denn derjenige, der geschätzt zwei Drittel der gebauten Schiffe in Auftrag gibt, bestimmte die Preise und somit die Löhne. Von Stalin sprach nach seinem Tod niemand mehr. Der verlängerte Arm Moskaus blieb aber die SED. Die Warnowwerft hatte 1985 etwa 6.500 Beschäftigte.

Im Vordergrund ist ein Lotsenversetzboot abgebildet. Einer der etwa 20 Lotsen hat einen Frachter in den Seehafen geleitet. Auf Reede vor der Küste des Ostseebads Warnemünde ankerten durchschnittlich 20 Frachter und warteten tagelang auf ihre Abfertigung.



DDR, Warnemünde, Neuer Strom, 1980

Stromfähre „Ostsee“

Auf dieser Fähre habe ich viel Zeit meines Lebens verbracht. Werftarbeiter und ihre Familien brauchten Wohnungen. Auf der Ostseite der Warnowmündung wurde die erste Siedlung der Arbeiterwohnungsgenossenschaft (AWG) der DDR gegründet, beschauliche Zweifamilienhäuschen mit Garten. Der zentrale Platz heißt „Platz des Friedens“.

Unsere Familie wohnte in einer Häuserreihe, die in den 1930er Jahren errichtet wurde. Dort wohnten die Beschäftigten der ehemaligen nationalsozialistischen Reichswehr, die auf der Hohen Düne eine Flugzeugführerschule unterhielt. Der Flugplatz wurde auch von der Lufthansa auf dem Weg nach Schweden, Dänemark und Norwegen genutzt. Nach dem Krieg wurden der Flugplatz und die Gebäude zerstört. Es erhielten Werftarbeiter und Angehörige der Roten Armee die Wohnungen, später Angehörige der Volksmarine. Es verkehrten Linienbusse und Werkbusse über Markgrafenheide und Graal-Müritz bis nach Ribnitz-Damgarten und sogar nach Stralsund.

Die Fähre fuhr halbstündlich. Für jeden Weg, ob zum Einkauf, zum Kino, zum Spaziergang auf der Warnemünder Promenade, zum Bummel durch die Großstadt Rostock oder später zur Disco war diese Fähre von besonderer Bedeutung. Tobte ein Sturm mit Sturmhochwasser, war es besser, einfach zu Hause zu bleiben.



DDR, Warnemünde, Neuer Strom, 1980

Lotsenboot

Für Hochseeschiffe galt Lotsenpflicht. Lotse konnte nur ein Seemann mit Kapitänspatent und langjähriger Berufserfahrung werden. Dafür gab es eine Lotsenstation. Für die Seezeichen und die Pflege der Betonung war der Seehydrografische Dienst verantwortlich. Die Hafenschlepper, Bagger und sonstigen Hilfsschiffe gehörten zur Bagger-, Bugsier- und Bergungsreederei, die Fähren zur Weißen Flotte, alles „volkseigene“ Staatsbetriebe.

Am Passagierkai liegt das sowjetische Segelschulschiff „Sedov“, eine 1921 in Kiel gebaute Viermastbark und als „Magdalene Vinnen II“ in Dienst gestellt.

Der Arbeitsplatz als Kampfplatz

Es war der staatliche Leiter, den eigentlich niemand brauchte, der aber als SED-Genosse seine Daseinsberechtigung unter Beweis stellen wollte und musste. Regelmäßig tagte der „Wasserkopf“ in den oberen Etagen des volkseigenen Betriebes und der Meister schlug mit neuen Ideen auf. Für die Erfüllung des Titelkampfprogramms sollte am Wochenende ein freiwilliger Arbeitseinsatz (Subbotnik) durchgeführt, für die kulturelle Bildung der Arbeiterklasse ein Besuch des Volkstheaters organisiert und für die Freundschaft zur Sowjetunion sollte das gesamte Kollektiv vollständig Mitglied in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft werden. Jeder Kollege musste die Verpflichtungserklärung für den Titelkampf unterschreiben. Die fachliche Arbeit betraf das nicht.

Der Stundenlohn war so niedrig, dass es ökonomischer war, stundenlang den defekten Transistor auf der Leiterplatte zu suchen als am Fließband eine neue zu produzieren. Produktionsstätten in Fernost hatte die DDR nicht, im Gegenteil, sie produzierte billig für den Westen. Die Radargeräte, deren Funktion ich verantwortete, kamen in die Jahre und der Instandhaltungsaufwand vergrößerte sich. In den Geräten der westlichen Schiffe wurden bereits Schaltkreise eingesetzt und die Kollegen, die das sahen, erzählten staunend über die Möglichkeiten des technischen Fortschritts. Von den sozialistischen Staaten des RGW (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe) war die Volksrepublik Polen vorgesehen, eine neue Generation Schiffsradargeräte zu entwickeln, doch die Gründung einer freien Gewerkschaft (Solidarnosc) in diesem Land verhinderte dieses Vorhaben. Polen befand sich ideologisch auf Abwegen, was sich im technischen Fortschritt niederschlug. Die Reparaturberichte wurden länger und die abgerechneten Stunden umfangreicher. Doch den sozialistischen Wettbewerb und den Titelkampf betraf das nicht.

Der sozialistische Gang schlug einen abschüssigen Weg ein und der tägliche Wahnsinn kam in Fahrt. Das Kollektiv Lehmann, wir nannten unseren Meister Fiete, belegte jahrelang im sozialistischen Wettbewerb den 1. Platz im Betrieb, auf dessen Lohnliste 3.500 Arbeiter, Angestellte und SED-Kader standen. Dank der hübsch bemalten Brigadetagebücher flossen für diesen Wettbewerb satte Prämien. Das Geld wurde einvernehmlich verprasst. Das Kollektiv Lehmann leistete sich in jedem Jahr nebst Begleitung eine feuchtfröhliche Nacht in

einer der renommierten Warnemünder Bars mit Livemusik und Vollpension. Am Eingang hielt ein Schild mit der Aufschrift „Geschlossene Gesellschaft“ vergnügungswillige Einzelgäste fern. Diese Brigadefeiern wurden wiederum als kollektivfördernde Maßnahmen gewertet und es gab Punkte für die nächste Wettbewerbsrunde, vorausgesetzt, es verfasste jemand einen Bericht für das Brigadebuch.

Aufgrund seiner Erfolge im sozialistischen Wettbewerb stand Fiete eines Tages zu den Kommunalwahlen auf der Liste der Kandidaten der Nationalen Front für die Stadtverordnetenversammlung. Das Kollektiv musste nach der Wahl zustimmen. Es stimmte zu, und zwar deshalb, weil nun regelmäßig in der Zeitung stand, wann der Meister abwesend sein würde, damit die Kollegen in Ruhe arbeiten konnten. Auch die notwendigen privaten Dinge konnten besser geplant und die Geburtstage gefeiert werden.

Es kursierte das Gerücht, die SED hätte nachforschen lassen, wer wohl den Aufbau des Sozialismus am meisten behindere. Das Ergebnis: sie selbst. In diesem Lebensabschnitt wurde ich sogar Banner der Arbeit. Der Orden liegt in irgendeinem Schubfach. Was Fiete wirklich von mir dachte, las ich 15 Jahre später in seinen Berichten an das Ministerium mit den großen Ohren und den Stielaugen. Ich geriet in das Fadenkreuz der grauen Männer und musste im Frühjahr 1985 das Kollektiv innerhalb weniger Stunden verlassen. Der Grund: Ich hatte zu viele Kontakte zum „Klassenfeind“.

Vom Regen in die Traufe

Nein, in der DDR wurde niemand arbeitslos. Berufsverbote hingegen gab es. Ich sollte mich in der Zentralen Reparaturwerkstatt des Betriebes melden. Sie befand sich in einem Gebäude nahe einer traditionsreichen Werft, nur fünf Straßenbahnhaltestellen vom Stadtzentrum entfernt. Während die Betriebskantine noch aus einem Backsteinbau aus der Zeit des Nationalsozialismus bestand, erstreckte sich dahinter bauliches Flickwerk und eine Halle für die Motorenreparatur. Vorbei war der Arbeitsplatz in den Häfen mit Meerblick und frischer Seeluft. Ich meldete mich in einer Werkstatt und mir fiel zuerst die erheblich in die Jahre gekommene Technik auf, die ich von nun an zusammenflicken sollte.



DDR, Rostock, Überseehafen, 1989

Überseehafen

Wegen der Zonengrenze und der späteren Staatsgrenze der DDR war nach Kriegsende die Nutzung der westlichen Häfen wie Hamburg, Bremen oder Rotterdam nicht mehr möglich. So entstand in den 1950er Jahren der Überseehafen als ein Großprojekt der DDR. Ich habe die Erweiterung des Seekanals, den Bau der Molen und der Hafenanlagen unmittelbar miterlebt. Tag und Nacht quietschten die Eimerkettenbagger, verklappten Schuten das Baggergut vor Rosenort, fuhren Kipper Steine aus den Steinbrüchen heran und die Bevölkerung der DDR wurde aufgerufen, für den neuen Hafen Steine zu sammeln. 1960 wurde er mit großem Staatsakt eröffnet.

Wie auch im Schiffbau war die Sowjetunion der mit Abstand größte Handelspartner der DDR. Trotzdem konnte der Hafen außer den Hafearbeitern und Seeleuten nur mit einem Passierschein betreten werden. Vor der Gangway jedes Schiffes kontrollierte ein Volkspolizist, wer an und von Bord ging. Die Gangway diente als Grenzübergangsstelle.

Auf der Abbildung wird am Schüttgutkai Apatit aus Murmansk gelöscht. Dieses Mineral wurde für die Produktion von Düngemitteln genutzt und diente auch als Rohstoff für die chemische Industrie. Die Schiffe fuhren im Linienverkehr zwischen Rostock und Murmansk, immer an der norwegischen Küste entlang. Fragte man einen Seemann, auf welcher Route er eingesetzt wurde, beschrieb er mit dem Zeigefinger ein Stück nach Norden und dann einen Bogen nach rechts. In seinem Gesicht konnte man seine Enttäuschung ablesen, nicht auf attraktiveren Routen wie Südamerika oder Fernost eingesetzt worden zu sein. Die ganz Enttäuschten sagten nur „rechtsrum“ und meinten das nur zwei Seetage entfernte Leningrad. Seeleute durften keine Beziehungen zu Menschen in den westlichen Staaten unterhalten.



DDR, Warnemünde, Kirchenstraße, 1989

Straße der Besten

An einem belebten Straßenabschnitt zwischen der Bahnhofsbrücke und dem Kirchenplatz in Warnemünde unterhielt der VEB Warnowwerft als größter Betrieb des Ortes zehn Schaukästen für die Produktionspropaganda. Auf der Werft existierte eine eigene Abteilung, diese zu gestalten. Dieser Schaukasten wurde zu Ehren der Frauen zum Internationalen Frauentag am 8. März 1989 gestaltet. Deren Berufe: Planungsökonomin, Kranfahrerin, Invest.-Ing. und Maschinenschlosser. Sie wurden als „Aktivist der sozialistischen Arbeit“ ausgezeichnet.

In der DDR gab es über 300 Orden und Ehrenzeichen. Manche waren mit einer Prämie verbunden, die meisten nicht. Es existierte ein ganzer Betrieb, der aus Leichtmetall Ordensblech stanzt und sicher zeichnete dieser ebenfalls seine Mitarbeiter damit aus. Auch wenn keine Prämie am Orden hing: Die Kollegen verlangten, dass diese Auszeichnung ordentlich begossen wurde, was wiederum die Kollektive festigte.



DDR, Warnemünde, VEB Warnowwerft, 1989

Ordensblech

Es ist kein Witz: Dieses Bild habe ich im Auftrag der Warnowwerft angefertigt. Nicht die Produkte, also die Schiffe, nicht die besten und fleißigsten Arbeiter und Angestellten sollten abgebildet werden, sondern die Orden, die sich der Betrieb „erkämpft“ hatte: „Betrieb der sozialistischen Arbeit“, „Banner der Arbeit“, „Vaterländischer Verdienstorden“ und als zweithöchste Auszeichnung der mit 20.000 Mark dotierte Karl-Marx-Orden. Diese Auszeichnungen waren für den Betrieb allem Anschein nach von größerer Bedeutung als irgendeine Geldsumme als Gegenwert für die Mühen der täglichen Arbeit.

Ich selbst wurde irgendwann „Banner der Arbeit Stufe III“ und erhielt 750 Mark Prämie. Das entsprach etwa dem Wert meines neuen Plattenspielers für die kleine HiFi-Stereo-Anlage, worauf ich die geschmuggelten LPs aus dem Westen abspielen konnte. Oder acht Monatsmieten für unsere Neubauwohnung, warm. Weiterhin schickte mir der Kulturbund die Ehrennadel für Fotografie in Bronze per Post zu. Ohne Glückwunschkarte. Ich weiß bis heute nicht warum, habe ich den Staat doch ein Jahrzehnt mit brillanten Fotografien aus dem „real vegetierenden Sozialismus“ geärgert.

Im Jahr 2012 wurde ich mit der EU mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Ich bin also auch Friedensnobelpreisträger. Welch eine Ehre! Was für eine Party!

Mein neuer staatlicher Leiter, ich nenne ihn E., nahm mich in Empfang. Er ließ durchblicken, dass er große Hoffnungen in mich setzte, kam ich doch aus dem erfolgreichen Kollektiv Lehmann. Für mich offenbarten diese Vorschusslorbeeren die Gewissheit, dass ich vom Regen in die Traufe geraten war. E. war zwar Ingenieur, aber kein Mitglied der SED. Von großem Nachteil war, dass sich sein Büro unmittelbar in der Nachbarschaft der Werkstatt befand und ich mich 43,75 Stunden pro Woche in dieser aufhielt.

E. war fast ständig von zwei Frauen umgeben, seiner hübschen Sekretärin und der flotten Gewerkschaftsvertrauensfrau, SED. Wenn die Bürotür lange geschlossen blieb, heckten die drei neue Verpflichtungen für den Kampf um den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ aus, die später während einer Gewerkschaftsversammlung dem etwa 30-köpfigen Kollektiv zur Unterzeichnung vorgelegt wurden. Ich richtete meinen Arbeitsplatz ein und war erfreut, dass dazu ein Radiogerät und ein Telefon mit Amtsanschluss gehörten. Letzteres war in der DDR wie Goldstaub zu bewerten. Mir gegenüber saß mein Kollege Z., ein freundlicher Herr mit inzwischen weißen Haaren, der seinen baldigen Ruhestand gelassen entgegenblickte.

Der Lagerfacharbeiter S. zeigte mir die Geräte, die ich instand zu setzen hatte. Ich legte los, eins nach dem anderen. Nach einer Woche war das Regal leer. Der Lagerfacharbeiter zuckte lächelnd mit den Schultern. Die nächste Lieferung reparaturbedürftiger Geräte wurde erst in drei Wochen erwartet. Der Chef sah mich untätig herumsitzen. „Hast du nichts zu tun? Du kannst das Dach decken. Es regnet durch.“ Mir blieb die Spucke weg. Verblüfft ließ ich verlauten, dass ich kein Dachdecker sei. Zum Glück kam die attraktive Gewerkschaftsvertrauensfrau schwungvoll in die Werkstatt, mit dem Brigadetagebuch unter ihrem Arm, und verschwand mit E. stundenlang im Büro. Durch das Dach tropfte es weiter.

Ich lernte, das zu tun, was meine neuen Kollegen auch taten: die Tätigkeiten in die Länge zu ziehen. Niemand wollte das Dach decken, denn das war das Problem des obersten Dachdeckers im Staat, Erich Honecker.

Innerhalb des Kollektivs existierte ein kleineres Raucherkollektiv. Es rauchte gemeinsam eine Viertelstunde vor der Frühstückspause und eine Viertelstunde danach, eine Viertelstunde vor der Mittagspause und eine Viertelstunde danach, eine Viertelstunde vor der illegalen Kaffeepause und eine Viertelstunde danach. Somit konnte es die aktive Wochenarbeitszeit von 43,75 Stunden auf 36,00 Stunden verkürzen und näherte sich

schrittweise dem verheißungsvollen Schlaraffenland, dem Kommunismus. In der DDR sagte man nicht „bei der Arbeit“, sondern „auf Arbeit“.

Privat geht vor Katastrophe

Einige Wochen versuchte Z. vor mir zu verbergen, womit er in seiner schlecht einsehbaren Arbeitsplatzecke den Tag verbrachte. Er bekam oft Besuch von Kollegen aus anderen Betriebsteilen. Als sie ein zweites Mal kamen, konnte ich sehen, wie sie Z. recht üppige Geldscheine zusteckten und mit einer westlichen Reklameplastiktüte verschwanden. Darin befanden sich westliche Autoradios, als defekte Geräte irgendwo zwischen Flensburg und Berchtesgaden auf einem Autofriedhof ausgebaut und von den Rentnern, die in den Westen reisen durften, in die DDR verbracht. Manchmal war in den Geräten nur ein Draht ab, oder ein Widerstand durchgebrannt, vielleicht auch ein Transistor defekt. Für Z. war das kein Problem. Ersatzteile gab es im VEB genug und kostenlos.

Jetzt verstand ich, aus welchen Gründen sich meine neuen Kollegen hinter ihren großen Messgeräten versteckten, was allerdings sinnlos war, denn der staatliche Leiter konnte sich für seine Belegschaft auch keine Arbeit aus den Fingern saugen, jedenfalls nicht in seinem Verantwortungsbereich. Aber er musste so tun, als ob die Auftragslage den Personalbestand rechtfertigte, und die Werk tätigen mussten so tun, als ob sie von der Auftragslage erdrückt würden. In Wirklichkeit mussten sie irgendwie den gesetzlichen 8,75-Stunden-Tag totschiagen, zuzüglich 45 Minuten gesetzliche Pausen. Wobei die Pausen der gemütliche Teil der Werk tage waren.



DDR, Warnemünde, VEB Warnowwerft, 1989

Kabelkrananlage

In der Schule wurde uns Kindern erzählt, die Warnowwerft hätte die größte Kabelkrananlage Europas. Das mag anfangs gestimmt haben, doch als diese in die Jahre kam und auch ökonomisch nicht mehr zeitgemäß war, herrschte Schweigen. Immerhin schweißten die Schiffbauer in harter Arbeit auf diesen vier Hellingen über 320 Schiffskörper zusammen, die am Ausrüstungskai moderne Hochseeschiffe wurden. Auch mein Vater war stolz auf seine Arbeit, besonders wenn Besuch aus dem Westen kam.

Die Probleme spitzten sich erst im Laufe der Jahrzehnte zu, die mit Einführung der Marktwirtschaft und der D-Mark in der DDR in einem Fiasko endeten:

- mit 6.500 Beschäftigten im Billiglohnbereich arbeitete die Werft mit zu viel Personal
- Hauptauftraggeber war die Sowjetunion, die 1991 zusammenbrach
- über die Verwendung der erwirtschafteten Gewinne, Profit durften sie nicht genannt werden, entschied allein die SED
- die Produktionsmittel wie auch die Kabelkrananlage wurden auf Verschleiß gefahren
- auf dem Weltmarkt war die Werft ab 1990 nicht wettbewerbsfähig, auch deshalb, weil die Werftarbeiter von Löhnen wie bei der Konkurrenz in Hamburg, Lübeck und Bremen träumten
- von 6.500 Beschäftigten bleiben zum Schluss nur noch 500 übrig
- auch diese sind heute arbeitslos, weil die Kreuzfahrtschiffahrt zusammengebrochen ist



DDR, Warnemünde, VEB Warnowwerft, 1989

Ausrüstungskai

Gern hätte ich mir eine Genehmigung geholt, um auf der Warnowwerft fotografieren zu können. Doch die DDR ging schneller kaputt, als ich den Antrag stellen konnte. In einem der Gebäude auf der linken Seite hatte ich 1968 während der Schulzeit UTP-Unterricht, Unterrichtstag in der Produktion. Ich wurde in einer rumpeligen Werkstatt einem netten, älteren Arbeiter zugeteilt, der Kabellampen reparierte. Das war keine anspruchsvolle Tätigkeit und für mich als Fünfzehnjährigen leicht zu erlernen. In der Frühstückspause fütterte der Arbeiter die Möwen, die pünktlich vor dem Fenster kreisten. Die Produktionsbedingungen waren dagegen abschreckend.

Ich hatte aus dieser Zeit viele Bilder im Gedächtnis, die ich gern fotografisch festgehalten hätte: Diesen Arbeiter und weitere, diese Werkstatt, den Rohrbau, die alten Fahrzeuge, den Krimskrams, der überall herumlag, die Kantine mit dem billigen und schmackhaften Wahlessen und überall diese Betriebsamkeit, die tausende Werftarbeiter verströmten. Das Ergebnis wäre schockierend gewesen und der Werftdirektor hätte mir diese Bilder um die Ohren gehauen.

So habe ich im Fotoklub einen Freizeitfotografen dazu ermuntert, die Bilder anzufertigen, die ich meinte. Er hat es getan. Die SED hat uns diese um die Ohren gehauen. Doch das ist eine andere Geschichte.



DDR, Rostock, VEB Schiffselektronik, ZRW, 1986

Zentrale Reparaturwerkstatt

Diese Werkstatt, die ich 17 Jahre nach dem UTP-Unterricht betrat, erinnerte mich an die Schulzeit. Innerhalb fast zweier Jahrzehnte hatte sich kaum etwas verändert. Es wurden zwar keine Kabellampen vulkanisiert, doch Elektronik am Laufen gehalten, die von der Zeit längst überholt war. Gut, man muss nicht alles wegwerfen, doch die Pflege eines Oldtimers ist aufwändig. Inzwischen wurden bereits Halbleiterschaltkreise eingesetzt, die die Transistortechnik ablösten. Computer waren auf dem Vormarsch.

Geriet ein modernes Gerät in meine Hände, wurden keine Einweisungen und keine Lehrgänge durchgeführt. Ich fummelte mich anhand der Schaltpläne irgendwie durch, egal, welche Zeit das in Anspruch nahm. Es reifte die Erkenntnis, dass die produktive Tätigkeit gar keine Rolle mehr spielte, sondern sich der „sozialistische Wettbewerb“ und der „Kampf“ um den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ inzwischen verselbständigt hatte.

Ich versuchte, in bewusster Aussicht auf die Konsequenzen Kritik zu üben und wurde zur Vorsitzenden der Betriebsgewerkschaftsleitung, SED, zu einem Gespräch zitiert. Sie warf mir Regimekritik vor. Es gelang mir, mich herauszureden und ich kam mit einem blauen Auge davon. Ein Protokoll dieses Gesprächs erhielt auch die Stasi. Ich stand unmittelbar vor dem Abgrund.

Das Kollektiv als Familie

Das gemeinsame Frühstück wurde an einem großen Tisch im Büro des staatlichen Leiters wie eine Familienzusammenkunft zelebriert. Den Mittelpunkt bildete der hübsche Anblick der Sekretärin. Sie wurde von E. flankiert. Der Meister stammte aus einer alteingesessenen Familie der Stadt, besaß sogar ein Mehrfamilienhaus in der Altstadt, das allerdings den dialektischen Widersprüchen des Staates ausgesetzt war: Die staatlich festgelegten Mieteinnahmen reichten nicht aus, das Haus instand zu halten. Außerdem gab es kaum noch Handwerker, schon gar keine Dachdecker und noch weniger Material. E. wäre als selbständiger Unternehmer besser aufgestellt gewesen, doch Selbständigkeit war im Sozialismus nicht vorgesehen. So hatte er sich mit seinem Dasein arrangiert.

Während die Kollegen ihre Brotdosen öffneten und aufgebrühten Mocca Fix Gold schlürften, eröffnete E. die Unterhaltung mit der Frage, ob jemand im Abendprogramm des ZDF die amerikanische Serie gesehen hätte, wo es um Dollar, Macht und Intrigen ging. Erich, der dienstälteste Kollege und seit 30 Jahren dem Betrieb treu ergeben, schmunzelte nur. An solchen Gesprächen beteiligte er sich nicht. Denn er war Genosse der SED. R. war ebenfalls Genosse der SED, doch im Vergleich zu Erich ein junger Spund. Er hatte als Ingenieur-Ökonom einen Fachschulabschluss und seine offizielle Aufgabe bestand darin, Betriebsabläufe zu optimieren. Im Kollektiv Lehmann gab es ebenfalls einen Ing.-Ök. gleichen Alters. Diese Jungs taten alles, aber in Wirklichkeit nichts. Sie kannten jeden und wussten über alles Bescheid. Ich hatte einen Riecher für diese Spezies mit den großen Ohren und den Stielaugen und amüsierte mich nur, wie sich R. eifrig amerikanische Serien reinzog und so tat, als würde er sich in Dallas und Denver auskennen. Auch S., der Lagerfacharbeiter, konnte mitreden. Z. blieb dagegen unauffällig, wogegen ich überhaupt nicht mitreden konnte, weil ich generell kein Seriengucker bin. Doch genau das machte mich für E. und R. suspekt, aus verschiedenen Gründen.

Das Problem mit den elektromagnetischen Wellen

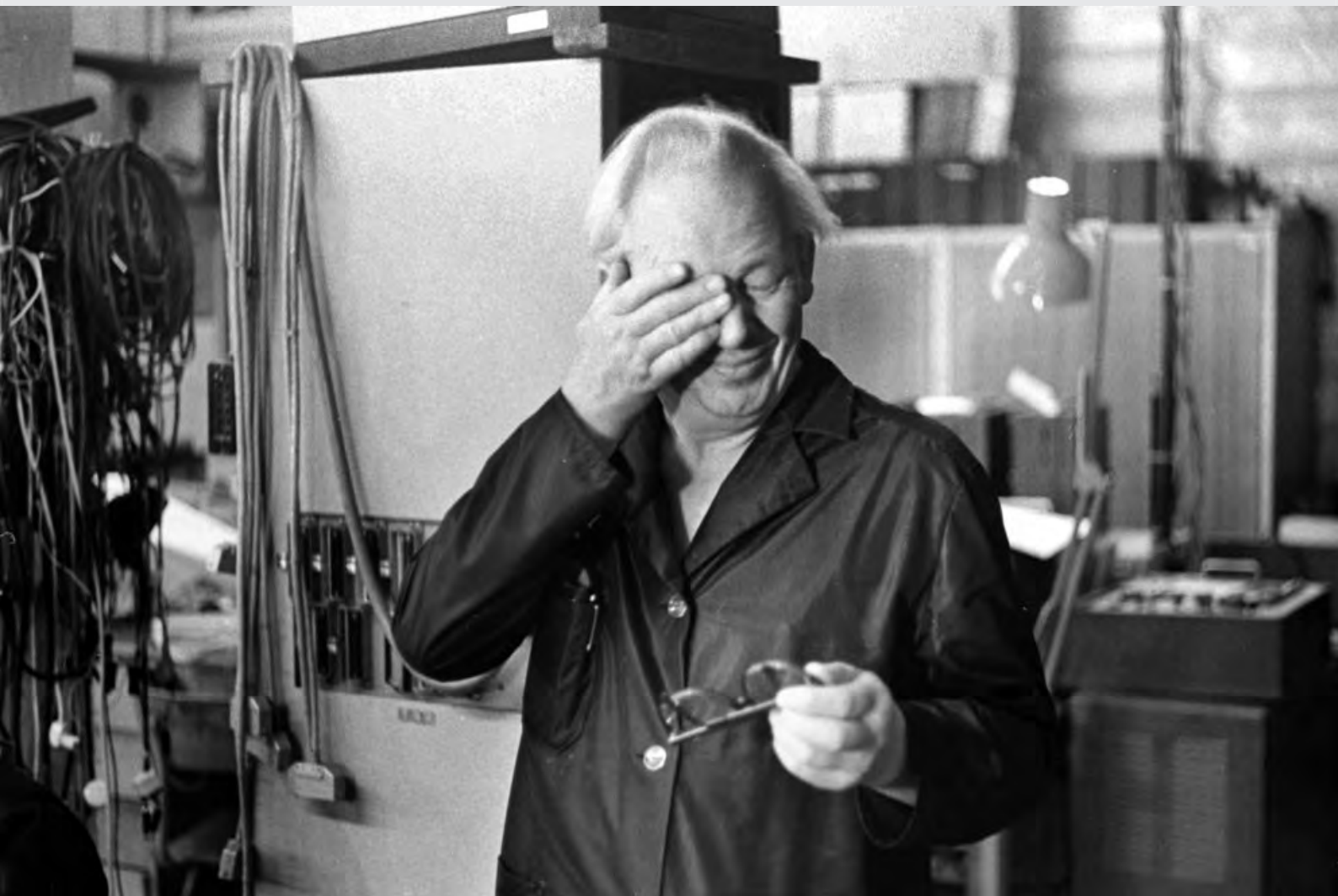
In fast jeder Fachgruppe meines vorherigen Kollektivs Lehmann stand ein Röhrenradio, zu Hause ausrangiert, weil es inzwischen Transistorendstufen gab. Jedes Radio war auf den NDR eingestellt. Weil das Hören von westlichen Sendern in volkseigenen Betrieben

nicht erlaubt oder nicht gern gesehen war - ein Gesetz, das dieses regelte, war mir jedenfalls nicht bekannt - hatte Fiete dieses verboten. Der Sender, der in der DDR gute Laune verbreiten sollte, hieß Radio DDR Ferienwelle. Doch die gesendete Musik könnte vielleicht die Freunde der Schlageraffen erfreut haben, wie der kleine Udo sie nannte, entsprach aber nicht dem Geschmack der jungen Leute. Darüber hinaus waren die Nachrichten unerträglich. Für den ungestörten NDR-Empfang bauten die Kollegen fachkundig zwei Kontakte ein, einen in die Tür, und einen im Schubfach der Werkbank. Kam Fiete unerwartet hineingepoltert, sorgte der Kontakt in der Tür für die Umschaltung auf die Ferienwelle, ging er wieder hinaus, schaltete ein Kollege mit dem Schubfach wieder auf den NDR um.

In der Zentralen Reparaturwerkstatt galten die gleichen, wohl ungeschriebenen Regeln, doch der Trick wie bei Lehmann ließ sich nicht anwenden. Als ich hörte, wie sich meine neuen Kollegen für amerikanische Serien im ZDF interessierten und sich auch über die Bundesliga und den Tatort munter austauschten, stellte ich das Radio von der DDR Ferienwelle auf den NDR um. Es trafen mich Blicke, als wenn ich als Staatsfeind entlarvt worden wäre.

E. versuchte, mit dem Trumpf zu stechen, dass ich doch Lehrlinge ausbilde und diese doch nicht westlicher Propaganda ausgesetzt werden können. Ich sagte nur, dass diese aufgrund ihrer politischen Bildung inzwischen sehr viel klüger geworden sind, denn um den faulenden Kapitalismus mit seinen Dollars, seiner Macht und seinen Intrigen bekämpfen zu können, muss man ihn doch kennen.

In Wirklichkeit war mir bekannt, welche Sender die Lehrlinge zu Hause empfangen: Keine anderen als die Angehörigen des erlauchten Frühstückskollektivs.



DDR, Rostock, VEB Schiffselektronik, ZRW, 1986

Z.

Mein Kollege Z., von dem mich nur unsere Werkbänke trennten, gehörte noch zu der Generation, die den Nationalsozialismus als Kind und Jugendlicher erlebt hat. Sie kannte nichts anderes als Gesellschaftssysteme, die auf Vorteile der Machthaber und Nachteile der Unterdrückten ausgerichtet waren. Dazwischen herrschten Lügen, Propaganda und Manipulierung. Manchmal meldete sich das Gewissen. Der Ausweg aus dieser Zwickmühle wäre die äußerliche Anpassung und der Lernprozess, auf getarnten Wegen zu seinen Zielen zu gelangen, die auch in einer vermeintlich idealisierten Gesellschaftsordnung wie dem Sozialismus materielle Grundbedürfnisse erforderte. Marx/Engels: „Nicht das Bewusstsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewusstsein.“

In den Gesprächen der Kollegen kam der Nationalsozialismus nicht vor, die Politik der DDR ebenfalls nicht, denn damit konnte man sich in die Nesseln setzen. Der Westen war dagegen umso mehr präsent. Die Informationen drangen über das Westfernsehen in die Bevölkerung, unterstützt von privaten Kontakten. Man tauschte sich über die Automarken, die Bundesliga und den westlichen Wohlstand aus, der hohe Anerkennung genoss. Man schimpfte über die Grünen und freute sich, wenn Katarina Witt für den Staat eine Goldmedaille holte. Die Sendung „Ein Kessel Buntes“ im DDR-Fernsehen wurde hauptsächlich deshalb geschaut, weil als Höhepunkt ein Schlagerstar aus dem Westen angekündigt war. Viele SED-Genossen, die aus Karrieregründen in die Partei eintraten, brachten Z. heimlich ihre Autoradios, die sie in der Schattenwirtschaft erworben hatten. Das war sein Vorteil.





DDR, Rostock, VEB Schiffselektronik, ZRW, 1986

Lehrlinge

Diese drei Auszubildenden, in der DDR Lehrlinge genannt, waren 1967 geboren und zurzeit dieser Aufnahme 19 Jahre alt, also erwachsen und wahlberechtigt. Nach Abschluss der zehnklassigen Polytechnischen Oberschule absolvierten sie eine dreijährige Lehre zum Elektronikfacharbeiter mit Abitur. Nach erfolgreichem Abschluss war es ihnen möglich, ein Studium an einer Fachhochschule aufzunehmen und danach als Ingenieur tätig zu werden. Sicher wird ihnen auch die Mitgliedschaft in der SED nahegelegt worden sein. Sie haben vollständig das Bildungssystem der DDR durchlaufen, gingen in den Kindergarten, waren in der Schule Jungpioniere, Thälmannpioniere, FDJler und gelobten als Vierzehnjährige bei der Jugendweihe dem Sozialismus und dem Staat die Treue.

Sie mögen aus staatsloyalen, staatsfernen oder gar aus christlichen Familien stammen, wo mit zwei Zungen gesprochen wurde: eine für den Staat und eine für den privaten Gebrauch. Sie kannten aus den Medien sowohl die Rockstars aus dem Osten als auch aus dem Westen, tauschten Schallplatten, Tonkassetten und manche Oma brachte aus Hamburg, Köln oder Hamm-Uentrop schicke Turnschuhe oder ein T-Shirt mit Palmenmotiv mit. Sie waren sportlich aktiv und reisten zu Wettkämpfen in die Sowjetunion. Dort hatte inzwischen Michail Gorbatschow Glasnost und Perestroika verkündet, Offenheit und Umgestaltung. Nach ihrer Rückkehr erzählten die Lehrlinge Unglaubliches. Es herrschte dort eine umfassende Auseinandersetzung mit der Realität. Kein Thema war tabu. Und in der Werkstatt, wo sie praktisch ausgebildet wurden, wurde ihnen als Erwachsene dieses verboten. „Wir sind erwachsen, aber nicht mündig“, pinselten Abiturienten heimlich an die Wand ihrer Schule. Sie wurden ermittelt und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Das Abitur wurde ihnen aberkannt. Was geschieht mit einer solchen Gesellschaft?

Der Druckpunkt des Staates

Doch damit war die Schlacht noch nicht geschlagen. Irgendwann wurde das gesamte Kollektiv zur Gewerkschaftsversammlung einberufen. Die Mitgliedschaft im staatlich gleichgeschalteten Freien Deutschen Gewerkschaftsbund war für jeden Werktätigen Pflicht, so dass nur eine Versammlung im Jahr notwendig war, und zwar, wenn es um die Verpflichtungen für den Kampf um den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ ging. Letztlich ging es ums Geld, um die Prämie, die auch in diesem Kollektiv gemeinsam verprasst wurde. Nur nicht mit Anhang, denn zur Brigade gehörten genug Frauen in Tanzlaune.

E. und die flotte Gewerkschaftsvertrauensfrau lasen gefühlt 21 Punkte vor, die sie in wochenlangem Brainstorming ausgetüfelt hatten und forderten das Kollektiv auf, weitere Vorschläge zu machen. Einige stöhnten, die meisten schwiegen. Neu war, dass ich das Kollektiv durch eine Ausstellung mit moderner Kunst in der Kunsthalle führen sollte. Auch ein Subbotnik war dabei. Doch eine wesentliche Verpflichtung war die Teilnahme aller Nichtgenossen an der Schule der sozialistischen Arbeit. E. forderte sein Kollektiv zur Abstimmung auf. „Wer ist dafür?“ Halbherzig erhoben sich die meisten Arme. „Gegenprobe?“ Kein Handzeichen. Nach Stimmenthaltungen, wie meine, wurde nicht gefragt. Am Ausgang lag die Verpflichtungserklärung zur Unterschrift bereit. Die Kolleginnen und Kollegen wollten nach Hause und drängelten sich. Mir war es zu blöd, sich um eine solche Unterschrift zu drängeln und ich beeilte mich, die nächste S-Bahn zu erreichen.

Rotlichtbestrahlung

Wenn eine Schule der sozialistischen Arbeit – sie war eine reine „Rotlichtbestrahlung“ - im Kollektiv Lehmann anberaumt war, habe ich zuvor einen Kapitän gebeten, wegen seines womöglich defekten Radargeräts dringend im Büro anzurufen, dass Fiete mich mit mindestens einem parteilosen Kollegen an Bord schickte und unser Fehlen somit entschuldigt war, so dass der Meister trotzdem die vollständige Teilnahme melden konnte. Denn sonst gab es weder Titel, noch Prämie, noch Wein, noch Weib, noch Gesang. Ich war sogar bereit, Überstunden zu absolvieren, statt die Schule der sozialistischen Arbeit zu ertragen. Denn diese war eine ausgeklügelte Maßnahme der Gesinnungsschnüffelei. Pünktlich gegen Feierabend erschien der Schulungsleiter aus einer der oberen Etagen des Verwaltungs-

gebäudes. Er trug den Spitznamen „Werkspion“ und brachte Propagandamaterial der SED mit, die außer ihm wohl niemand lesen würde. Die parteilosen Kollegen, die zu Hause rauschfreien Westempfang hatten, mussten erscheinen und sich wie dumme Schuljungen in die Stühle drücken. Der „Werkspion“ dozierte über die aktuell-politische Weltlage und die Aktivitäten der Klassenfeinde, die nach SED-Meinung den Aufbau des Sozialismus zu unterwandern versuchten. Die Spannweite reichte vom Vatikan über das Weiße Haus bis in das Bundeskanzleramt.

Danach kam der fiese Teil der Veranstaltung: Der „Werkspion“ stellte Fragen und forderte die Anwesenden persönlich auf, diese zu beantworten. Jeder Kollege hatte drei Möglichkeiten: Entweder er sagte das, was der „Werkspion“ hören wollte. Dann hätte er sich selbst verraten. Oder er sagte seine eigene Meinung. Dann machte sich der „Werkspion“ eine Notiz, die dem Kollegen gefährlich werden konnte. Oder der Kollege zuckte mit den Schultern und schwieg. Folglich stand später in der Beurteilung, dass sich der Kollege nicht an politischen Diskussionen beteiligte, was ähnlich wie die zweite Möglichkeit gewertet wurde. Ich beschloss, im Kollektiv E. nicht an der Schule der sozialistischen Arbeit teilzunehmen.

Eine Hand wäscht des Anderen Fuß

Mit Frühlingsbeginn und über den Sommer hinaus beherrschte ein anderes Thema die Frühstücksrunde. An den Gesprächen konnten sich sogar die hübsche Sekretärin, Erich und Z. beteiligen. Denn alle verbrachten die Wochenenden in ihren Kleingärten am Rande der Stadt. Fleißig züchteten sie Gemüse, betonierten die Wege und erschlugen die Maulwürfe. Machte die Nachricht die Runde, dass es irgendwo Tomatenpflanzen geben würde, wurde jemand mit einer Sammelbestellung rechtzeitig losgeschickt, um nach Feierabend als Werktätiger im Arbeiterstaat nicht das Nachsehen zu haben. Weil ich keinen Kleingarten bewirtschaftete und mich gegenüber den Vorteilen der Kleingärtner im Nachteil fühlte, musste ich im Gegenzug meine Zahnarztbesuche nicht nachsitzen.





7/005





DDR, Rostock, VEB Schiffselektronik, ZRW, 1986

Frühstückspause

Die Betriebskantine bot belegte Brötchen, Milch und andere Getränke an, doch die Werktätigen brachten in der Regel ihr Frühstücksbrot von zu Hause mit. Dieses wurde am Abend zuvor oder zwischen Morgentoilette und dem Verlassen der Wohnung zubereitet und durch einen Apfel oder Radieschen ergänzt.

Zu Mittag wurden die Werktätigen voll verpflegt. In der Regel gab es drei Wahlessen, in großen Schwerpunktbetrieben auch mehr. Das Essen war enorm billig und wurde staatlich subventioniert. Montags gab es Eintopf. Zu den Standardgerichte mit Salzkartoffeln und Gemüsebeilage zählten Schweinebraten, Grützwurst, Szegediner Gulasch, Jägerschnitzel (eine gebratene Jagdwurstscheibe), hin und wieder eine Gemüseplatte und selten ein Eisbein.

Am Abend zu Hause kamen Brot, Wurst und Käse auf den Tisch. Aus Mangel an Zutaten und Gemüse wurden an den Wochenenden in den Plattenbauten deutlich hörbar Koteletts geklopft, die, wenn man Glück hatte, am Donnerstag in der HO-Kaufhalle erstanden werden konnten. Eine beliebte Restaurantspeise war Steak au four. Auch dieser Preis war niedrig. Doch für den Luxus, nicht kochen zu müssen, musste langes Anstehen in Kauf genommen werden. Wer auf dem Lande lebte oder in der Stadt gute Beziehungen zum privaten Bäcker und Fleischer pflegen konnte, lebte, was die Nahrung betrifft, genussvoller und abwechslungsreicher.

Es gab noch einen weiteren Beweis für den menschlichen Zusammenhalt: Am Donnerstag wurde der Zeitungskiosk, der vor dem backsteinernen Sozialgebäude an einem belebten Verkehrsknotenpunkt von Straßenbahn und S-Bahn stand, mit Illustrierten beliefert. Es gab beliebte Zeitschriften wie Wochenpost, Guter Rat und Eulenspiegel. Bereits vor 6.50 Uhr, wenn ich von der S-Bahn kommend um die Ecke bog, bildeten Rentner aus der Umgebung eine lange Schlange. Diese wurden von ihren jungen Familienangehörigen geschickt, damit diese nicht leer ausgingen, wenn sie nach der Arbeit nach Hause kamen. Der Lagerfacharbeiter S. bot seinen Kollegen des Kollektivs den Service an, das geduldige Schlangestehen zu übernehmen. Nach ein, zwei Stunden, wenn die Lieferung endlich eingetroffen war, erschien er glücklich strahlend mit einem Paken Illustrierte im Arm in den Werkstätten und verteilte diese. Die Kollegen erstatteten die Kosten großzügig. Oft wurde es auch Freitag, wenn die Lieferung eintraf. Dann war das stundenlange Warten am Donnerstag vergebens. Doch S. zeichnete sich durch eine ausgeprägte DDR-Eigenschaft aus: Geduld zum Wohle aller. Die SED propagierte: Alles zum Wohle des Volkes.

Ich komme noch einmal auf das Kollektiv Lehmann zurück. Bei allem Druck, den Fiete ausübte, gab es genug Orte, wohin ich mich zurückziehen konnte: auf den Schiffen. Mit meinen Mitarbeitern konnte ich die Radargeräte auseinanderbauen, putzen, messen, justieren, und wieder zusammenbauen, dass sie fast wie neu waren. Fiete hatte von kulturellen Dingen keine Ahnung und ich betreute nach Feierabend meinen Fotozirkel, der allerdings im Kulturhaus der Warnowwerft sein Domizil hatte. Das hat ihn nicht interessiert. Manchmal rief mich mein Freund Jurek aus Warschau über das Betriebstelefon an, denn ich gehörte nicht zur privilegierten Schicht der Bevölkerung, die ein privates Telefon aus Vorkriegszeiten besaß. Dann sprach ich mit Jurek Englisch, was Fiete nicht verstehen konnte und entsprechend guckte. Doch Warschau war die Hauptstadt eines sozialistischen Bruderlandes. Er musste es hinnehmen und petzte es mit Sicherheit an die Firma mit den großen Ohren.

Kollosion

Im Kollektiv E. gab es keinen Rückzugsort. Eines Morgens donnerte der staatliche Leiter in die Werkstatt und erinnerte mich spontan daran, dass ab 16.30 Uhr die Schule der sozialistischen Arbeit stattfinden würde und mein Erscheinen kein Gegenstand einer Diskussion sei. Ich sagte: „Geht nicht. Ich leite ab 17.00 Uhr meinen Fotozirkel.“ „Kannst du den nicht verlegen?“

„Kannst du nicht die Schule der sozialistischen Arbeit verlegen?“ „Die führen wir in unserem Kollektiv schon seit Jahren am Dienstag durch.“ „Das gleiche gilt für meinen Fotozirkel. Und warum ist gerade am Dienstag Schule der sozialistischen Arbeit?“ „Montags ist Parteilehrjahr, dann kann der Schulungsleiter nicht. Mittwochs ist Sport und Bundesliga. Donnerstags gibt es in den Läden Ware. Am Freitag wollen alle in den Garten.“ „Dann muss die Partei noch einen weiteren Wochentag erfinden.“

E. zwinkerte nervös mit den Augen und verschwand in seinem Büro.

Wenig später folgte ihm ein weiterer Kollege. Es war Horst. Dieser war durch seine Fotos in der Betriebszeitung dafür bekannt, dass er den Betriebsfotozirkel leitete, dem auch der Lagerfacharbeiter S. angehörte. E. konnte das Engagement dieser beiden Mitarbeiter im Kampf um den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ verwerten, denn hin und wieder schafften es Bilder in gewisse Ausstellungen. Das ergab Punkte und diese mehrten die Prämie. Mein Engagement für einen anderen Betrieb ergab keine Punkte für E.s Kollektiv und auch keine Lorbeeren. Doch der Fotozirkel im Kulturhaus der Warnowwerft war nicht nur die Nr. 1 in Rostock, nicht nur im Ostseebezirk, sondern er zählte zu den „Hervorragenden Volkskunstkollektiven“ im ganzen Staat, urkundlich bestätigt.

Und nun saß der künstlerische und organisatorische Leiter dieser Arbeitsgemeinschaft des Kulturhauses eines fremden Betriebes in E.s Werkstatt. Er bildete Lehrlinge aus und übte in seiner Freizeit Einfluss auf junge Menschen aus. Er weigerte sich, an der Schule der sozialistischen Arbeit teilzunehmen. Er hörte den ganzen Tag NDR, verbrachte die Wochenenden nicht in einem Kleingarten, verfolgte in seiner Freizeit keine amerikanischen Serien im ZDF und telefonierte manchmal in englischer Sprache. Und noch etwas: Dieser neue Kollege fotografierte unbekümmert die Lehrlinge, die er ausbildete, präsentierte sie als „sozialistische Persönlichkeiten“ in den Fotoausstellungen und räumte mit seinen jungen Zirkelmitgliedern die Preise ab, die sich Horst und der Lagerfacharbeiter S. so sehr wünschten.



DDR, Rostock, VEB Schiffselektronik, 1981

Wandzeitung

Jedes Kollektiv war aufgefordert, zu aktuellen politischen Anlässen eine Wandzeitung zu gestalten. Diese waren in einschlägigen Schriften für Agitation und Propaganda aufgelistet und gebetsmühlenartig gleichmäßig über das Jahr verteilt. Ich habe erlebt, wie den Jugendlichen auf der Basis ihrer FDJ-Tätigkeit die Wandzeitungsredaktion aufgehalst wurde. Die Umsetzung erfolgte natürlich während der Arbeitszeit. Erwachsene ließen sich selten dazu ermuntern. Sie hatten „Wichtigeres“ zu tun.

Weil es in der DDR keine freie Meinungsäußerung gab, machte es auch keinen Sinn, eine politisch orientierte Zeitung zu gestalten. Der Inhalt der Medien wurde ohnehin von oberster Stelle der SED vorgegeben. Die einfachste Lösung war, Zeitungsausschnitte mehr oder weniger wahllos mit Reißzwecken auf den roten Fahnenstoff zu befestigen und die Wandzeitung so lange hängen zu lassen, bis einem Vorgesetzten auffiel, dass der X. Parteitag schon lange Geschichte war. Gelesen hat die Wandzeitung sowieso niemand.

Der Staat versuchte, die politische Gesinnung der Menschen bis ins eheliche Schlafzimmer hinein zu kontrollieren und Abweichungen zu unterbinden - und war damit erfolgreich.



DDR, Rostock, Holbeinplatz, 1986

Wartegemeinschaft

Passierte ich am Donnerstagsmorgen um 6.50 Uhr auf dem Weg zur Arbeit diesen Zeitungskiosk, hatte sich bereits eine lange Schlange mit älteren Leuten gebildet. Die Rentner warteten auf die Illustrierten wie „Wochenpost“, „Guter Rat“ oder „Eulenspiegel“, die wöchentlich oder monatlich erschienen. Die jungen Werktätigen, Frauen wie Männer, mussten um diese Zeit „auf Arbeit“ sein und nach Feierabend hatten sie keine Chance, eine Illustrierte zu erwerben, weder eine „Neue Berliner Illustrierte“, noch eine „Freie Welt“ und das beliebte „Magazin“ schon gar nicht. Ein solches Abonnement wurde vererbt. So sprangen die Rentner ein.

Wer nur eine Tageszeitung kaufen wollte, konnte vorgehen. Diese wurden in den frühen Morgenstunden geliefert. In Rostock gab es die "Ostsee-Zeitung" (SED), die "Norddeutsche Neueste Nachrichten" (NDPD) und "Der Demokrat" (CDU). Die Zeitungen wurden "auf Arbeit" von hinten nach vorn gelesen: Lokales, Anzeigen, Kulturangebote und Feuilleton. Die politischen Artikel auf den vorderen Seiten waren in allen Ausgaben vorgestanz, nichtssagend und deshalb ohne Interesse. Wer eine interessante Anzeige entdeckte, sei es ein Tauschgeschäft, ein Wohnungstausch oder ein Angebot auf dem Heiratsmarkt, konnte gleich während der Arbeitszeit telefonisch tätig werden.

Oft gaben Frauen folgende Anzeigen auf: "FSA, wbl., 22, m.-l. WA sucht FSA od. HSA, mnl., m.-l. WA bis 27, zw. späterer Heirat. Zuschr. unter..." Welche Erwartungen hatten diese jungen Frauen? Trafen die Illustrierten nach langen Warten am Donnerstagsvormittag nicht ein, wiederholte sich das Procedere am Freitag.



Hennecke-Aktivisten-Straße

DDR, Warnemünde, 1986

Fassade

Dieses Detail einer Fassade hatte ich bereits 1983 fotografiert. Täglich auf dem Arbeitsweg kam ich daran vorbei. Drei Jahre später konnte der Putz dieser Fassade das alte Schild nicht mehr halten und fiel herab. Die Stelle ist gut zu erkennen, wo das alte Schild nach Gründung der DDR angebracht wurde. Statt die Ursache zu beseitigen und die Hauswand zu verputzen, wurde flugs ein neues Schild hergestellt und ein Stück weiter oben angebracht in der Hoffnung, dass dieses den propagierten Kommunismus erleben wird.

Ich habe das Bild in einer Ausstellung gezeigt. Die kritischen Geister jubelten, die überzeugten SED-Genossen reagierten verstört. Anstatt diesen „Missstand“ im „Zuge des unbeirrt erfolgenden Aufbaus unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung“ zu beseitigen, wurde besser derjenige diskreditiert, der es wagte, diesen gesehen und dokumentiert zu haben.

Nach 40 Jahren DDR erhielt diese Straße ihren ursprünglichen Namen zurück: Bahnhofstraße. Und die Hauswand wurde verputzt.

Die Bürotür flog auf und ich wusste, dass E. einen Frontalangriff starten wird. „Du hast im Titeltaktprogramm unterschrieben, dass du an der Schulung teilnimmst.“ Nein, das hatte ich nicht. Doch diesen Trumpf beließ ich noch in meinem Ärmel, für schlechtere Zeiten. „Okay, ich komme.“ Die Überraschung war E. in seinem zuckenden Gesicht abzulesen. „Was, du kommst?“ „Ja. Ich will doch mal sehen, was da so abgeht. Vielleicht verpasse ich etwas ganz Großartiges.“ Als der „Werkspion“ etwas fragte, wovon er meinte, dass es eine bedeutende Frage wäre und alle Anwesenden betreten auf ihre Zehenspitzen schauten, gelang es mir, entsprechend zu kontern. Am nächsten Morgen, als E. fröhlich die Werkstatt betrat, sagte ich ihm, dass er mich in Zukunft und ein für alle Mal mit diesem Kindergartenkram in Ruhe lassen soll. Ein für alle Mal. Wir seien erwachsene Menschen. Danach zuckte E. wieder nervös mit seinen Augen.

Dialektische Widersprüche

Doch nicht allein diese Episode bewirkte Veränderungen. Z. hatte Verwandtschaft im Westen und beantragte eine Reise durch den Eisernen Vorhang. Erich Honecker (SED) und Franz Josef Strauß (CSU) hatten für beide Seiten Reiseerleichterungen vereinbart. Diese kamen jetzt zum Tragen. Als Z. zurückkehrte erzählte er, im Westen wäre sogar das Gras grüner.

Die Nachricht, die in dieser Zeit vorerst als Gerücht durch den „volkseigenen“ Betrieb lief, klang wie ein Aprilscherz: Die DDR, also der staatliche Feriendienst des „Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes“ hatte die Absicht, das westdeutsche Traumschiff „Astor“ zu kaufen. Viele Menschen der DDR verfolgten damals die Fernsehserie im ZDF, ohne sich Illusionen zu machen, ebenfalls auf einem Traumschiff durch den Urlaub schaukeln zu können, fremde Länder und vielleicht einmal Palmen im Original zu sehen. Neugierig geworden, ob diese Meldung auch offiziell bestätigt würde, ertrug ich wohl mehrere Nachrichtensendungen der „Aktuellen Kamera“ im Fernsehen der DDR. Doch tatsächlich! Sie wurde bestätigt. Es war kaum zu glauben!

Was wollte die DDR mit einem westdeutschen Traumschiff? Für normale Arbeiter und Bauern des „Arbeiter- und Bauernstaates“ wurde diese gigantische Luxusausgabe aus dem Valutatopf doch wohl nicht getätigt worden sein, zumal die DDR ständig in der Devisenklemme steckte. Ist vielleicht etwas vom Milliardenkredit übriggeblieben, den Franz Josef Strauß für Erich Honecker eingefädelt hatte?

Für einen gesunden Menschenverstand war der Kauf eines Luxusschiffes eine gewaltige Fehlinvestition, wenn man sich einmal den Zustand der Städte, der Betriebe und der Umwelt in der DDR vor Augen hielt.

Doch das Thema sorgte in E.s Kollektiv für Gesprächsstoff. „Arkona“ sollte das Schiff nach dem Flaggenwechsel heißen, verriet R., der die Information aus der Parteiversammlung mitbrachte. Der Anfangsbuchstabe sollte erhalten bleiben, weil an Bord das „A“ auf vielen Gegenständen als Initial verwendet würde. Man könne doch nicht die vielen schönen Gläser, Teller, Bestecke, Servietten und Badutensilien austauschen. Den Namen „Arkona“ fanden die Kollegen in Ordnung. Die Frage tauchte auf, warum die DDR-Obrigkeit von ihrer sonst schwülstigen Namensgebung abgewichen ist. Das Schiff hätte doch auch „Adolf Täve Schur“ oder „Adolf Hennecke“ heißen können. Wahrscheinlich war der Name „Adolf“ das Problem, witzelte S., der Lagerfacharbeiter.

Die nächste offizielle Meldung brachte E. von einer Beratung mit. „Ab sofort können bei der Betriebsgewerkschaftsleitung Anträge für eine Reise mit der `Arkona` gestellt werden.“ Unglaublich. Ich fragte, was es kostete und wohin es ginge. „Es geht nach Kuba und kostet 600 Mark pro Person.“ Das war etwas weniger als mein Monatslohn, aber bei den damaligen Lebenshaltungskosten durchaus erschwinglich. Mehr aus Jux meldete ich mich mit meiner Frau an und geriet in die engere Auswahl. Meine Frau blieb skeptisch: „Bist du bescheuert? Willst du deinen Urlaub in Gesellschaft mit Genossen und Funktionären verbringen?“ Mein Mitbewerber war Erich. Über die Vergabe der Reise stimmte das Kollektiv unter der Leitung des staatlichen Leiters E. und der flotten Gewerkschaftsvertrauensfrau ab. „Wir plädieren für Erich, dass er die Reise bekommt. Er ist schon 30 Jahre im Betrieb, feiert seinen 60. Geburtstag und hat sie sich verdient. Siegfried und seine Frau können die Reise später noch beantragen. Sie sind jung und haben das Leben noch vor sich.“

Ich freute mich für Erich. Für den Aufenthalt auf Kuba, Havanna und Santiago waren vier Tage vorgesehen. Zehn Tage wurden für die Atlantikquerung gebraucht, ohne einen weiteren Hafen anzulaufen. Die Hinfahrt, sozusagen die Jungfernfahrt, war für die verdienstvollsten Genossen und Funktionäre geplant. Erich erhielt einen Platz für die Rückreise. Der Flug wurde von Berlin-Schönefeld mit einer technischen Zwischenlandung in Gander (Kanada) abgewickelt.



DDR, Warnemünde, Neuer Stom, 1989

Traumschiff

Als MS „Astor“ lieferte dieses Schiff die Kulisse für die beliebte ZDF-Serie „Traumschiff“. Die Bürger der DDR schauten als Zaungäste zu. In Wirklichkeit fuhr das Kreuzfahrtschiff einer Hamburger Reederei ein Millionen-Defizit ein. Über die verschlungenen Wege einer Strohfirma kaufte die DDR 1985 das Schiff und taufte es in MS „Arkona“ um. Zunächst durften einige DDR-Vorzeigebürger den Luxus an Bord genießen, bis das Schiff an Reiseunternehmen der Bundesrepublik verchartert wurde und dem Staat einige Millionen DM Devisen einbrachte. Die niedrigen Löhne der Besatzung und die im Ausland wertlose Mark der DDR machten dieses möglich.

Der SED ist es gelungen, den Diebstahl ihrer "verdienten Genossen" an Bordutensilien (siehe "Dialektische Widersprüche") zu vertuschen. Weder der NDR noch der MDR erwähnen dieses in ihren Sendungen zu diesem Thema.



DDR, Warnemünde, VEB Schiffselektronik, 1984

Himmelfahrt

Im Jahr 1967 führte die DDR die 5-Tage -Woche ein. Jeder Samstag war nun arbeitsfrei, doch an den Schulen ging der Unterricht weiter. Zeitgleich wurden als Ausgleich für die fehlende Arbeitszeit mehrere christliche Feiertage gestrichen: Ostermontag, Christi Himmelfahrt, Buß- und Betttag sowie der Reformationstag.

Besonders der Himmelfahrtstag, als Äquivalent gegenüber dem Frauentag auch „Herrentag“ genannt, schmerzte sehr, ging er doch mit der allgemeinen Frühlingsstimmung einher. Der Weg zur Arbeit ging an diesem Tag anders vonstatten als sonst. Die Männer waren gut gelaunt, manche ulkig gekleidet, Autos und Fahrräder waren geschmückt. Die Arbeit war an diesem Tag Nebensache. Im Kollektiv Lehmann bildete sich ein Vorkommando, grillte im Grünen ein Spanferkel und stach ein Bierfass an. Bereits am frühen Nachmittag erschienen die ersten Kollegen, oft noch in Arbeitskleidung.

Auf dieser Abbildung sorgen die SED und die CDU in trauter Eintracht für das Wohl ihrer Kollegen. Der CDU-Mann, rechts, war auch als Abgeordneter der Volkskammer tätig. Oft wurde er zum Erscheinen im Palast der Republik aufgerufen, um die Beschlüsse der SED mit den anderen Abgeordneten einstimmig abzunicken. Ein eigenes Büro hatte er als Abgeordneter nicht, sondern ging ganz normal seiner Arbeit als Ingenieur nach. Ich habe ihn einmal gefragt, ob er in der Volkskammer schon mal eine Gegenstimme abgegeben hätte. Seine Antwort: „Ich bin doch nicht lebensmüde!“



Die „Arkona“ wurde feierlich mit all den „herausragenden Persönlichkeiten“ am Passagierkai in Warnemünde verabschiedet. Es spielte das Stabsmusikkorps der Volksmarine. Als Erich zurückkehrte, musste er in der Frühstücksrunde erst einmal erzählen. Er brachte einige Fotos von Palmen mit und erzählte Unglaubliches. Der Passagierwechsel fand in Santiago statt, doch das Einschiffen verzögerte sich und die Passagiere vertrieben sich die Zeit im Palmenpark, müde von der langen Anreise und der Zeitverschiebung. Erst viele Stunden über der Zeit wurden sie an Bord gelassen, in die Kabinen aufgeteilt und waren schockiert: Das Schiff machte den Eindruck, als wenn es ausgeraubt wäre. Verchromte Armaturen waren abgeschraubt, Einrichtungsgegenstände und viele schöne Dinge mit den Initialen „A“ waren verschwunden.

Als der Kapitän dieses feststellte, rief er sofort im Flughafen Berlin-Schönefeld an, um eine umfassende Gepäckkontrolle der Rückreisenden zu veranlassen. Dort mussten die „verdienstvollen“ SED-Funktionäre die gestohlenen Dinge wieder abgeben. Inwieweit ein Strafverfahren wegen Diebstahls eingeleitet wurde, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich ist, dass ein Deckmantel der peinlichen Verschwiegenheit über den Vorfall ausgebreitet wurde. Diebstahl von verchromten Armaturen westlichen Ursprungs durch führende Persönlichkeiten der sozialistischen Gesellschaft passte nicht in das offizielle Bild des Staates.

Bald wurde das Schiff an westdeutsche Reisende, die in dringend benötigten Devisen bezahlten, verchartert. Die Westdeutschen mussten ihr unter kapitalistischen Verhältnissen mühselig erwirtschaftetes Urlaubsgeld dafür ausgeben, dass es den Menschen im Sozialismus besser ging als ihnen. Fortan guckten die DDR-Bewohner wieder die Serie „Das Traumschiff“ im ZDF.

Nach zweieinhalb Jahren im Kollektiv E. und 18jähriger Betriebszugehörigkeit kündigte ich und nahm eine Stelle als Facharbeiter für Forschung und Lehre in der Kardiologischen Klinik der Chirurgischen Universitätsklinik Rostock an. Sprich: Techniker im Herz-OP. Es wurde die schönste Zeit in meinem erlernten Beruf und – natürlich – fotografierte ich. Das ist eine andere Geschichte.

Plötzlich kam die "Wende"

Nach der sogenannten „Wende“ traf ich so manchen Kollegen wieder und hörte, was geschehen ist: Die Servicestelle im Hafen wurde geschlossen. Die Kollegen, die konnten, retteten sich. Fiete, bereits von der Hitlerjugend geprägt, wurde in den Ruhestand versetzt.

Der verschlissene Betriebsteil mit der Zentralen Reparaturwerkstatt wurde dem Erdboden gleichgemacht. Es wächst Gras drüber. Bis zum Schluss stand noch das backsteinerne Sozialgebäude am Verkehrsknotenpunkt, in dessen Kantine der ehemalige Abteilungsleiter einen Fliesenhandel betrieb. E. kehrte zum Lötkolben zurück und gründete eine GmbH für Bürotechnik. Sicher bekommt er jetzt marktgerechte Mieteinnahmen aus seinem Mehrfamilienhaus, das er endlich renovieren konnte. Mit einem weiteren Standbein, einem Laden für Kinderwagen und Kinderbekleidung, beschäftigte er die hübsche Sekretärin und die flotte Gewerkschaftsvertrauensfrau. Einen Kollegen aus dem Raucherkollektiv traf ich, als er sich als Arbeitsloser für seine Abfindung ein Auto kaufen wollte. Z. und Erich sind ebenfalls in den Ruhestand gegangen. Die beiden erwähnten Ingenieur-Ökonomen wurden als Informanten der Stasi entlarvt. Der „Werkspion“ hat sich nach dem Zusammenbruch seines Staates das Leben genommen.

Von den Lehrlingen habe ich nur einen sprechen können. Er ist Geschäftsführer einer Rostocker Firma und erzählte mir, dass das Kollektiv E. unter Initiative des Ing.-Ök. R. und der Betriebsleitung Anstrengungen unternommen hatte, mir das Hören des NDR zu verbieten. Statt des NDR hat die Radio DDR Ferienwelle ihren Sendebetrieb eingestellt.

Es kann aber auch sein, dass ein Racheakt von E. dahintersteckt. Bei einer feuchtfröhlichen Brigadefeier, wozu ich keine Wettbewerbspunkte einbrachte, habe ich ihm die hübsche Sekretärin und die flotte Gewerkschaftsvertrauensfrau ausgespannt. Wir hatten nach dem Tanzvergnügen in den frühen Morgenstunden einen gemeinsamen und lustigen Heimweg. Es ist nicht viel passiert, doch E.s Weltbild muss etwas durcheinandergeraten sein.

Siegfried Wittenburg



DDR, Warnemünde, VEB Schiffselektronik, 1984

Das Kollektiv als Familie

Dieses Paar lernte sich „auf Arbeit“ kennen, was nichts Besonderes und auch in Demokratien üblich ist. Um es vorweg zu nehmen: Dieses Paar heiratete und ist bis heute gemeinsam glücklich. Nach dem Ende dieses „volkseigenen“ Betriebes gründeten es eine eigene Firma und wurde erfolgreich.

Die Kollegen halfen sich untereinander. Erhielt jemand nach langer Wartezeit eine eigene Wohnung, halfen sie beim Umzug. Brauchte jemand für seinen bereits lange gebrauchten PKW ein Ersatzteil, fragte er zuerst die Kollegen, die weiterhalfen. Weiterhin wurden im Kreis des Kollektivs alle Geburtstage, Hochzeiten, Geburten, größere Neuanschaffungen, Auszeichnungen und der Antritt zum Jahresurlaub in Geselligkeit gewürdigt.

Der Verlust dieser Gemeinschaft war für viele Menschen nach 1990 sehr schmerzhaft. So ging die „Wende“ auch mit dem Aufbau neuer menschlicher Beziehungen einher. Wem dieses nicht gelang, der blieb in Trauer, Wut und Einsamkeit zurück - bis neue Seelenfänger erschienen.



DDR, Warnemünde, VEB Schiffselektronik, 1984

Gute Laune

An einem solchen Himmelfahrtstag wurden auch gern „Überstunden“ gemacht. Die Kollegen, die nicht genug bekommen konnten, zogen bis in die Morgenstunden durch Kneipen und Nachbars. Am nächsten Morgen, als alle pünktlich um 7.00 Uhr wieder und nicht immer nüchtern „auf Arbeit“ erschienen, gab es viel zu erzählen. Wer zu spät kam, wurde ermahnt.



DDR, Warnemünde, 1980

Fischerklause

Auch in anderen Ländern sind diese Schilder üblich. Doch dieses Schild hatte eine andere Funktion: Erstens konnte der Wirt seine Stammgäste bevorzugen. Zweitens konnten die Kellner die Anzahl der Gäste regulieren, wenn Personal ausgefallen oder die Lust zum Arbeiten nicht sehr groß war. Drittens wurden die Gäste bevorzugt hereingebeten, die offensichtlich in der Lage waren, Trinkgeld in frei konvertierbaren Währungen zu spendieren.

Es gab Restaurants, die sich auf Brigadefeiern spezialisiert hatten. Geld, das verprasst werden wollte, war genug vorhanden. Sogar Livemusik wurde arrangiert. In diesem Fall wurde das Schild ausgewechselt und es hieß „Geschlossene Gesellschaft“.

Zugabe aus dem Kollektiv Lehmann

Es war ein Montag. Fiete hatte seinen dreiwöchigen Jahresurlaub angetreten und Werner, ein jüngerer Ingenieur und SED-Mitglied, als seinen Stellvertreter bestimmt. Werner rief die Fachgruppenleiter zusammen. „Um acht Uhr Besprechung: Es geht um den sozialistischen Wettbewerb“. Die Fachgruppenleiter maulen zwar, denn sie wollen während Fietes Abwesenheit damit in Ruhe gelassen werden, erschienen trotzdem pünktlich, brachten ihre Frühstücksmilch und ihre Brote mit. Werner war der Wettbewerbsbeauftragte, für die erfolgreiche Durchführung des Wettbewerbes in allen Punkten verantwortlich und genau deshalb mit dem System bestens vertraut.

„Was ich hier vorschlage, ist eine brisante Geschichte“, eröffnete er die Runde. „Wie ihr wisst, basiert unser sozialistischer Wettbewerb auf Fietes spitzem Bleistift und dem illustrierten Brigadetagebuch. Oder berücksichtigt ihr in euren Reparaturberichten irgendwelche ökonomische Kennziffern? Die Kapitäne sind doch froh, wenn sie überhaupt irgendwelchen Service in Anspruch nehmen können. Der Zug in den Sozialismus fährt gar nicht. Es wird doch nur an den Zügen gerüttelt, dass wir denken, wir fahren. Obendrein sind vor den Fenstern die Vorhänge zugezogen. Wer am raffiniertesten lügt, bekommt die meisten Punkte und die höchste Prämie. Das hat mit Ökonomie nichts zu tun. Am Jahresanfang wird der Plan mit großem Tamtam in den Zeitungen veröffentlicht. Wenig später bleiben die Zulieferungen aus und alles gerät ins Stocken. Den Rest des Jahres hat die staatliche Plankommission damit zu tun, den Plan heimlich nach unten zu korrigieren. Gegen Jahresende wird ausposaunt, dass der Plan sogar übererfüllt wurde. Dabei handelt es sich um einen weit reduzierten Plan, damit die Werktätigen ihre Jahresendprämie in Empfang nehmen können. Stellt euch doch mal vor, wir bekommen keine Jahresendprämie! Ein Monatsgehalt weniger. Wie würdet ihr darüber denken?“

„Hast du auch mal geguckt, ob Fiete hier eine Wanze versteckt hat?“ fragte ein Kollege vorsichtig. „Wenn er Wanzen versteckt hat, dann in deiner Werkzeughülle. Also, ich habe ein System entworfen, mit dem wir die doppelte Menge an Prämie herausholen können.“ Die Fachgruppenleiter spitzten ihre Ohren und Werner fuhr fort: „Wir drehen das so, dass die Fachgruppe mit den meisten Kollegen den ersten Platz macht, die zweitstärkste den zweiten und die mit den wenigsten Kollegen den letzten. Die Prämie, die wir bekommen, teilen wir wie üblich in gleiche Teile. Also, niemand ist benachteiligt,

es gibt nur mehr. Macht euch keine Sorgen, macht eure Arbeit wie immer. An den Zahlen drehe ich. Aber erzählt niemanden etwas davon.“ „Und was machen wir mit der Prämie?“, fragt ein Kollege. „Wir machen einmal eine richtige Sause und laden Fiete dazu ein. Ich möchte nur sein Gesicht sehen. Das wäre mein innerer Parteitag.“ Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Das Vorhaben funktionierte. Eine satte Prämie floss an Fiete vorbei in die Brigadekasse. Das Kollektiv mietete die halbe Fischerklause in Warnemünde, dort, wo es zur Vorspeise, dem Hauptgericht und dem Dessert das gute Prager Bier gab.

Fiete rutschte neben Werner unwohl auf seinem Platz hin und her und konnte nicht verstehen, aus welchem Grund seine Untertanen so lustig sind. Als der Wirt die Rechnung servierte, getraute sich Fiete, seinen Stellvertreter zu fragen, woher das ganze Geld komme. Mit inzwischen lockerer Zunge erzählte Werner, wie er für das Kollektiv das Maximum herausgeholt hat. Eine Woche später wurde Werner in einen anderen Betriebsteil versetzt.

Fazit: Ich möchte niemanden die schönen Erinnerungen an das Leben in "der heilen Welt der Diktatur" nehmen.

S. W.



DDR, Huckstorf, 1983

Hiermit erlaube ich, diese Datei für **nicht kommerzielle** Zwecke an weitere Kontaktpersonen zu versenden und auch in gedruckter Form zu verbreiten.



58. Ausgabe
9. Jahrgang
April 2021

Herausgeber, Bildermacher und Verfasser:
Siegfried Wittenburg

Kontakt:
post@siegfried-wittenburg.de

Abonnement:
Schicken Sie mir eine nette E-Mail und Sie werden in den Verteiler aufgenommen. Der Versand erfolgt weltweit. Für das Abo ist es erforderlich, dass Sie sich für die Zusendung bedanken und/oder mit mir in den Gedankenaustausch treten. Für Schreibfaule reicht es einmal zu Weihnachten. Vermissen Sie eine Ausgabe, habe ich Sie entweder vergessen oder es kann technische Gründe wie Hacking oder PC-Absturz haben. Melden Sie sich einfach.

Dieses Magazin erscheint kostenlos alle zwei Monate in deutscher Sprache. Sollte es einmal nicht pünktlich sein, müssen Sie sich ein wenig gedulden. Sollte es öfter kommen: Freuen Sie sich!

Viele Grüße! Bis zum nächsten Mal!

Siegfried Wittenburg